

EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE KULTUR

VON LADISLAUS CS. SZABÓ



ZWEI BILDNISSE

Das Bild hing im innersten Zimmer, im kühlen, verlassenen, hellen Salon. Zwei Uhren tickten abwechselnd an der Wand, traurige Zierpflanzen tasteten sich am Fenster empor, zwischen Blumentöpfen schief ein Gartenzweig seinen Winterschlaf. An seiner Seite hing ein offener Geldbeutel; er sammelte für obdachlose Blumen, darbende Grillen und kranke Bäume. Fast jeden Tag fielen einige Groschen hinein. Im Glasschrank düsterten farbige Kelche nach etwas Abendmahlwein, im alten Betschrank lagen Handschuhe aus Samt, verstümmelte Leuchter, Silberscheren und Schachfiguren. Die Dinge beobachteten einander wachsam und warteten fröstelnd auf den Eintretenden. Frösteln ergriff auch den, der eintrat. Ich war sechs oder sieben Jahre alt, als ich mir selbst verbot das Zimmer zu betreten, um das Geheimnisvolle seiner Atmosphäre noch zu steigern. Die Familie übernahm den neuen Brauch; auch Mutter und Großmutter ließen mich nur nach längerem Nachdenken, zögernd hinein, als sei das Verbot ihre Erfindung gewesen. Geräuschlos erreichte ich die Mitte des Raumes.

Schräg durchbohrten die Sonnenstrahlen das Zimmer. Hinter dem Licht, an der mir gegenüberliegenden Wand hing das Bild. Es stellte einen Mann dar, mit großem Kopf und leidenschaftlichen Zügen, der einen schwarzen Rock trug und ein Buch an die Brust gepreßt hielt, mit einer Kraft, als sollte nicht einmal der Tod seine Finger davon lösen. Es waren dicke Finger mit flachen, kurzen Nägeln.

— Sieh dir seine Hand an, — sagte Mutter einmal — mit dieser schrecklichen Faust schlug er auf die römische Falschheit nieder.

Mutter hatte das strenge Pathos im Blut. Ihr Großvater und Urgroßvater waren beide Pastoren und sie war der einzige Mann in der verträumten, unbeholfenen Familie. Am aufrichtigsten war sie, wenn ihr Pathos am höchsten stieg.

Die Stirn des Mannes auf dem Bilde war knochig und schwer, das Gesicht groß, die Nasenwurzel breit, der Mund leidenschaftlich. Es war das Bildnis Luthers gute zweihundert Jahre nach seinem Tode aus dem Gedächtnis gemalt. Die Darstellung Cranachs, seines Zeitgenossen, zeigte noch Humor in dem bewegten Gesicht, der pietistische Maler wollte nichts mehr davon wissen.

Später verließ das Bild seinen Platz an der Wand und verschloß mir — mit dem mütterlichen Wort im Bunde — lange den Weg nach Rom, verscheuchte und verachtete das sorglose Lachen in mir. Denn ich bin

zum Lachen geboren, zum Lachen bei einer riesigen Schüssel voll Fische, einem Haufen Grünzeug und gutem Rotwein. Nicht der väterliche Calvinismus unterdrückte diese Seite meines Ichs. Der Vater meines Vaters war noch katholisch im überaus Rubens'schen Sinne des Wortes. Die lutherische Pfarrerstochter war es, die das zeitweise hervortretende Römische in mir unterdrückte; — jenes Bild aus der Kindheit mißtraute den Latinern! Erst im reifen Mannesalter wurde ich mir dessen bewußt, daß mir mein asketischer Calvinismus durch die lutherischen Worte einer gekränkten Frau in die Seele gehämmert wurde. Vielleicht hätte ich so bleiben sollen. Heute bin ich bereits wie ich bin, aus dem düsteren Gewand lugt überall das lachende Gemüt hervor.

Der Mensch trägt jedoch auch den eigenen Feind im Herzen. Auch der Dämon, dem wir widerstehn, ist ein Teil von uns. Lange Jahre hindurch übersetzte meine Mutter zu eigenem Vergnügen einen Roman über Rom. Weder Verfasser, noch Titel sind mir heute bekannt. Ein Gedicht über die Berge von Alba stand darin, das sie von Zeit zu Zeit umdichtete und mir immer wieder vorlas. Vergebens war ich seitdem in Castel Gandolfo, die Berge von Alba leben auch heute noch nur in den rhythmischen Worten meiner Mutter in mir. Auf den Takt ihrer Finger lebten die blaß-blauen Berge wieder auf, heroische Wolken bedeckten den Himmel, die verlassenen Seen erglühten, wir aber ließen uns auf Mauleseln nach den Zypressen tragen. Die Welt ist nicht natürlich. Vielleicht steckt im Alba-Gebirge in der Tat ein stiller kleiner See, der in der Abenddämmerung auch heute noch meine Mutter in steifem Kragen, sorgsam gefalteter Bluse und der Kostümjacke mit Samtaufschlag widerspiegelt.

Ab und zu verriet somit auch sie das Bild in ihren Wünschen. Sie lebte im Schatten des Bildes, und kehrte in ihren späteren Tagen dahin zurück. Ich aber wehrte mich nicht gegen die Versuchung und tauchte meine selbstquälerische, zerrissene Seele in das weise Lächeln des Erasmus. Die Stürme der Seele schienen sich in der Tat zu legen; eine Zeit durfte ich glauben, ich sei von der Art des Erasmus. Indessen ist der Weg der Seele spiralförmig; je menschlicher er ist, in umsomehr Windungen führt er der Weisheit entgegen. Heute stehe ich ungefähr dort, wo ich in meiner Kindheit stand nur etwas höher. Inzwischen schritt ich in weitem Bogen an einem großen Drama vorbei: an der Debatte des Erasmus und Luther.

Die Geschichte des menschlichen Geistes ist eine Folge von einigen großen unentschiedenen Debatten. Eine von diesen ist auch die zwischen Erasmus und Luther. Nicht sie eröffneten die Reihe; sie traten nur an die Stelle bereits Verstorbener. Die Bestimmung dieser beiden Menschenarten ist, sich gegenseitig zu quälen; ihr Bruderkrieg tobt seit alters her, selbst unter den Trümmern toter Städte ruhen Gebeine unversöhnlicher Gegner.

Beide waren gläubige Christen, dies ist ihre gemeinsame Wahrheit. Allein Glaube und Religion decken sich keineswegs. Luther war religiös, und wäre es auch im Wams des Söldners, des Schreibens unkundig gewesen, — Erasmus aber war Künstler, und wäre es auch auf dem päpstlichen Thron geblieben. Man rücke sie nur an die Schwelle der christlichen Überlieferung zurück, gleich verraten sie sich. Beide sehnten sich nach dem Urchristentum, doch hätte die Katakomben Luther allein zusammen-

gehalten. Erasmus hätte sich bei seinem kaiserlichen Herren eingesetzt, einige Christen gerettet, wäre aber nie zum Christentum übergetreten. Dies ist nur natürlich. Der Künstler entflammt sich stets an der Überlieferung, taucht das Leben in die Wonne der Erinnerung und beschwört vergangene goldene Zeiten. Der religiöse Mensch dagegen erkämpft sich eine neue Welt, sucht ein neues goldenes Zeitalter auf den Trümmern des alten, nur er ist revolutionär. Zuweilen vereinigen sich beide Seelenformen, dann heißt es : auch Künstler seien revolutionär.

Der griechische Intellekt erfaßte bereits auch diesen Gegensatz. Er fand auch Worte dafür : *Paidea* — ist geistige Selbstentfaltung, ewiges Sammeln, stille Erleuchtung, das Ziel des erasmischen Menschen ; *soteria* heißt dagegen brennende Sehnsucht nach Erlösung, die den religiösen Menschen durchdringt. Mit krampfhafter Sorgfalt und selbstsüchtiger Umsicht will der *eine* Doppeltes schaffen : das harmonische Werk und das eigene ungestörte Leben, die verbesserte letzte Auflage und das museale eigene Heim ; der *andere* dagegen stößt sein Werk in die Welt hinaus, ordnet nicht an seinem Leben herum, betrachtet es nicht als künstlerische Leistung und nimmt keine Rücksicht auf die Zukunft und die Leser der Nachwelt.

Erasmus war ein mittelalterlicher Mönch, der Buchstaben malte und dessen Namen die Buchdruckerei im letzten Augenblick des Mittelalters berühmt machte. Auf diese Weise wurde aus dem klugen, gelehrigen Mönch zunächst ein geschmeidiger Schriftgelehrter, Essayist und eleganter Bücherwurm. Erst seine Freunde in England machten ihn auf die moralphilosophische Schönheit des Christentums aufmerksam, erst eine Reise nach England zeigte ihm, daß auch das Evangelium die milde Festigkeit eines Sokrates enthalte. Da brach aus der Puppe der Schmetterling hervor, aus dem leidenschaftlichen Sammler der bessere Erasmus, der Menschenzieher. Knapp vor dem Religionskrieg, dem Indianergemetzel, der europäischen Auflösung wollte er die altchristliche Milde zur allgemeinen Haltung machen. Seine Zielsetzung bestimmte teils Erhabenheit, teils Selbstsucht. Erasmus wünschte allen Menschen Frieden, noch mehr aber sich selbst und den übrigen Gelehrten. Daher wollte er auf Grund jener halb-heidnischen, halb-christlichen Philosophie, die sich statt um die Seligkeit mehr um die Menschlichkeit bemühte, eine ansehnliche internationale Elite erziehen. Gute zehn Jahre konnte er an den Erfolg glauben. Von Spanien bis Ungarn zitterte über den Volksmassen eine dünne Schicht von Humanisten ; eine kleine Gruppe internationaler Elite scharte sich um seine Übersetzungen, Sammlungen, Dialoge und Briefe. Es gab Augenblicke, in denen er hoffen durfte, auch Jesus, Epiktétos, Paulus und Sokrates, der Heilige Hieronymus und Marcus Aurelius, Origenes und Epikuros würden sich ihnen anschließen, sich unsichtbar unter die Söldner mischen und die Menschen einzeln zur Sanftmut bekehren. Auch ihnen wird es wohl tun, meinte Erasmus mit aufrichtigem Wohlwollen, besonders aber uns Schriftkundigen. Wie die der meisten Gelehrten, war auch seine Seele eine überfeine Apothekerwaage, die die Meinungen mit ängstlicher Sorgfalt erwog. Indessen ist die Seele der Menschen eine Zentnerwaage, die der Eisengewichte des Glaubens bedarf. Gewichte, die die Präzisionswaage des Erasmus zerbrechen.

Das Volk wußte genau, was über ihm vorging. Des Schreibens unkundig, konnte es doch unfehlbar zwischen den beiden Augustinermönchen Erasmus und Luther entscheiden, da es fühlte, wessen Seele, der seinen gleich, Zentner wiegen konnte.

Zum Ernst geläutert und zu Gott bekehrt, suchte Erasmus im Evangelium doch nur einen weltlichen Kompaß. Die Hilfe des Schriftgelehrten, um seinen Studien jede Störung fernzuhalten. Gerade diesen Frieden aber lehnte Luther ab. Ganz auf sich gestellt, brach er in das himmlische Heim ein, riß die Türen auf, die zu Gott führen, seine flehende und fordernde Stimme erscholl in den dämmernden Räumen. Unterdessen saß Erasmus am Kamin, trank Burgunder unter seinen goldenen Pokalen, Bildern, Stichen und Kodices, frei von Sehnsucht nach Gott und übermenschlicher Unruhe, erfüllt von warmer, etwas abstrakter Menschenliebe. Gott aber duldet es nicht, daß wir unsere Welt allein auf Menschenliebe gründen. Die Erde ist eben kein sittliches Paradies, sondern ein Jammertal, das ab und zu durch die Blitze der Gnade erhellt wird. Daher zerbrach er seinen sanften Sohn, Erasmus, und verherrlichte seinen ungestümen, derben Luther; statt des verfeinerten Bettelstudenten den revolutionären Priester, statt des »frommen Bruders«, den aufrührerischen Mönch.

Der Instinkt des Volkes aber begriff auch dies. Erasmus fühlte mit dem Volk, sagte sich jedoch seinem ganzen Wesen nach von ihm los. Luther dagegen schlug dem Volk ins Antlitz, fühlte, sprach und roch aber wie dieses. Und das Volk sucht keine Schonung, keine gute Behandlung, sondern sich selbst. Erasmus fühlte mit ihm, Luther fühlte wie es. So konnte es auch des Schreibens unkundig zwischen beiden Männern entscheiden.

Die Zeit wollte bluten, Europa sehnte sich nach Auflösung und Luther schlug die ersehnte Wunde. Er trat wild in seine Zeit, da er ein vorzügliches Gehör in der Gemeinschaft der Lebenden besaß. Erasmus lebte im Alten und vernahm selbst die leiseste Regung — über den Gräbern. Vergebens einigten sie sich in der gleichen christlichen Wahrheit, sie hatten keinen Raum und kein Bleiben auf demselben Planeten. Die mannigfaltigen seelischen Formen der Erde würden nicht einen, sondern elf Planeten brauchen. Diese seelische Form aber — andere würden sie vielleicht einfach Charakter nennen — ist stärker als die gemeinsame Wahrheit. Auch der Mensch strahlt, wie die Gestirne, auch er hat sein eigenes unsichtbares Spektrum, die eigene Atmosphäre und eine Art von besonderem elektrischem Kraftfeld. Diese Strahlen können oft aus einem bloßen Namen oder einem Buchtitel aufgefangen werden. Ist das Spektrum nicht gleich, so versinkt auch die gemeinsame Wahrheit. Das Band löst sich, es muß sich lösen: letzten Endes schließen sich Erasmus und Luther stets gegenseitig aus.

*Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?*

— so fragte der alte Goethe in weiser Einsicht. Er wußte bereits, was der hartnäckig um Einigung und Ausgleich bemühte Erasmus noch nicht begriff. Er wußte, daß auch der Feind unserem Wesen angehört, und daß

wir sowohl dessen, als auch die eigene Kraft herabsetzen, wenn wir uns mit ihm um jeden Preis einigen.

Wie ich schon erwähnt, gab es in meinem Leben eine Zeit, in der ich mich für einen Menschen von der Art des Erasmus hielt. In diesem Gefühl wurde ich zuerst durch Hutten erschüttert.

Hutten und Erasmus: zwischen dem verstörten Ritter und dem zuchtvollen Weisen ist Hutten der menschlichere, weil er gebrechlicher, schutzloser ist, menschlichen Gefühlen unterworfen, den die Stürme des Herzens von den klassischen Götterbildern zu Luther treiben. Luther wurde zum selbstsicheren Revolutionär geboren, er ist der niemals zurückblickende, siegestrunkene verlorene Sohn. Erasmus war dagegen zum selbstsicheren Weisen bestimmt, er ist der geborene Gärtner und Sammler. Beide Menschentypen sind äußerst selten. Hutten aber ist der von Zweifeln innerlich zerrissene verlorene Sohn, der *Jünger* von Schriftgelehrten, das *Medium* von Revolutionären, seinem Verstande nach ein Jünger, der sich zurücksehnt, dem Herzen nach aber ein treues Medium. So ist der Mensch. Sterbend schleppte sich Hutten nach Basel, um seinen alten Meister zu dem neuen und mächtigeren Abgott, Luther, zu bekehren. Die Begebenheit ist allgemein bekannt. Erasmus gewährte Hutten keinen Einlaß. Angeblich fürchtete er sich vor dessen Krankheit, die damals noch eine ansteckende Seuche war. Gewiß fürchtete er sich auch vor dieser, doch mehr fürchtete er die Bekehrung, die Bestürmung des Herzens. Vor diesem Sturm wollte er die Stille seiner Arbeitsstube, das Heiligtum der Werkstatt hüten. Er wollte den ketzerischen Humanisten nicht sehen, der in diesem Abfall sein Heil suchte, Gott bestürmte, jenen herzerschütternden Gott, mit dem Erasmus bereits in aller weltlichen Form einig wurde, wenn man sich hier dieses blasphemischen Ausdrucks bedienen darf. Man kann mit Gott nicht einig werden. Vor dem Sturm der Gnade flüchtete sich Erasmus einfach in die weltliche Moral, in die Wonnen des Stils. Diese ruhige, abgeklärte Wonne gefährdete das Pochen des Ritters. Auf dieses Pochen aber sprang ich in Gedanken stets zur Tür. Die Selbstprüfungen der Seele zeigten, daß ich kein Mensch von der Art des Erasmus bin; heute möchte ich es auch nicht mehr sein. Die Spirale meiner Seele erreichte eine höhere Windung.

Erasmus kann kein Vorbild sein. Nicht als ob er feige gewesen wäre. Er war nicht einmal vorsichtig. Er hatte Mut, gewiß so viel, wie Luther. Dies aber war ein umso größeres Verdienst, als er täglich von sich sagen konnte, daß die Seele zwar bereit, das Körperlein aber schwach sei. Doch war er zu beschränkt, zu formelhaft, und mied allzusehr die Abgründe des Lebens. Man wähle sich aber gefährlichere Männer zu Vorbildern. Wenigstens Montaigne, der sich an den schmerzvollen Abenteuern unseres Lebens lächelnd beteiligt. Will man noch mehr, das meiste, so ist das Vorbild Goethe. Einmal — zur Zeit der Schlacht von Leipzig — verhielt auch er sich den Freiheitshelden gegenüber wie Erasmus gegen Hutten. Indessen war es bei Goethe nur eine Geste, was bei Erasmus ständige Haltung war. Wohl wich er den gefährlichen Abgründen der Romantik aus, doch lebte er selbst stets über lebensgefährliche Abgründe, fast könnte man glauben, daß er dem Wirbel der Romantik aus Verachtung auswich, weil dieser ihm nicht tief und gefahrvoll genug erschien. Er formte sein

Leben zu einem ästhetischen Meisterwerk, doch war er zugleich der größte Gegner dieses beneidenswerten Kunstwerkes, Garten, aber auch Hagel, Sammler wie Erasmus und Verschwender wie Luther. Er ist das Vorbild.

*Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
und wie du reisest, danke jedem Raum,
bequeme dich dem Heissen, wie dem Kalten,
dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.*

Langsam wand sich meine Seele durch dieses Drama. Es dauerte gute zehn Jahre. Heute aber sehe ich klarer und glaube zwischen beiden Männern auch klarer entscheiden zu können. Unverändert liebe ich Erasmus, und sehe auch wieder das Menschliche auf Luthers Antlitz. Auch weiß ich heute bereits, daß in dem Streit, der niemals zu entscheiden ist, Luther der siegreichere war. Das mit dem Schutzbalsam der Kunst gehütete Vermächtnis des Humanismus verdorrte mehr, als zahllose Improvisationen Luthers. Auch von Erasmus blieb nur eine Improvisation lebendig — »Das Lob der Torheit« — und das unsterbliche Sinnbild selbst. »Wo die lutherische Lehre herrscht, geht die Wissenschaft zugrunde« — sagte er mit wehmütiger Überzeugung. Die Wahrheit dagegen ist, daß die Geschichte der deutschen Wissenschaft und Dichtung über zwei Jahrhunderte hindurch fast zugleich die Geschichte protestantischer Pastorensöhne war. Diese aber ist wahrlich nicht ruhmlos.

Das Drama bot mir manche Lehren, die bedeutendste möge nun folgen. Ich hoffe, sie wird mich auch später vor übertriebenen Kompromissen bewahren. Ich bin — wie ich sagte — eine heitere und zugängliche Seele, ein »lachender Mensch«. Doch lernte ich, daß die Geschichte des menschlichen Geistes aus einigen unentschiedenen großen Debatten besteht, die eher parallelen Monologen als wirklichen Zwiegesprächen gleichen. Die Gegner hören einander nie. Nie hört der Inquisitor den Marquis Posa, ebenso wenig dieser den Inquisitor. Leider verhüllt die Nachwelt diese Debatten meist; sie verehrt Männer vereint oder unter gemeinsamem Sternbild, die nur für sich geliebt oder etwa als Vorbild dienen können. Es soll nicht heißen Platon *und* Aristoteles, sondern Platon *oder* Aristoteles, nicht der Heilige Hieronymus *und* der Heilige Augustinus, sondern Hieronymus *oder* Augustinus, nicht Erasmus *und* Luther, sondern Erasmus *oder* Luther, nicht Montesquieu *und* Rousseau, sondern Montesquieu *oder* Rousseau. Die Menschen können sich niemals für einen dieser Monologe entscheiden, alle Jahrhunderte fließt jede Liebe in der Erinnerung an sie zusammen. Doch will Gott die irdischen Wahrheiten vielleicht gerade dadurch demütigen, daß mit der Zeit jeder vor der Nachwelt recht hat.

In der Familie gab es auch ein Bildnis des Erasmus. Es hing in einer anderen Stadt, als ob es den Friedenstörer, der in die Werkstatt einbrach, selbst inmitten den fernen Berge Siebenbürgens meiden wollte. Das Bildnis hing in einem gewölbten, überfüllten Zimmer, über einem mit Schnitzwerk verzierten Sofa. Es war das Gemälde Holbeins: das Baseler Brustbild. Erasmus steht mit erhobenem Haupt vor einem Schreibpult, unter den Lidern strahlt das regungslose, angespannte Denken selbst auf das Papier.

Das Modell ist ein weitsichtiger, alternder Mann, etwa siebenundfünfzig Jahre alt. Ein eingefallenes, kränkliches, aber gepflegtes Gesicht, auf dem die Hoffnung auf Weltverbesserung fast unmerklich erlosch. Die Nase ist groß, wachsam, klug und freundlich, der Mund schmal, fein aber bissig. Von den Gnadendebatten bis zur Osmanengefahr nahm dieser Mann an allen großen Zeitfragen gewissenhaft teil, und dennoch ist etwas Abweisendes in seinem Wesen. Sanft lächelnd hält er den Betrachter fern.

Worüber mochten wohl Maler und Modell in den Stunden des Beisammenseins gesprochen haben? Als mir später einmal eine Kopie des Bildnisses in die Hände gelangte, erdachte ich Gespräche daran. In dieser Zeit arbeitete Erasmus an seinen Bibelausgaben. Das Bild paßt gut zur Arbeit. Der junge Maler kennt sein alterndes Modell; er malt nicht nur den gelehrten Schriftsteller und internationalen Korrespondenten, sondern auch den guten Christen, den lächelnden Nachfolger Jesu, diesen seltenen und leicht ausstrahlenden Menschentypus. Ab und zu füllt Erasmus sein Glas mit Burgunder, wendet sich dann mit müden, geröteten Lidern dem jungen Augsburger zu und bedeutet ihm, daß die Natur keine Tugend kenne, daß Natur nur in der antiken Philosophie heiter, vernünftig und befolgenswert sei. Übrigens sei die Natur eine schlechte Einbläserin: sie flüstere dem Menschen Sünde, Schaden und Torheit zu.

— Du weißt es ja. Du hast »Das Lob der Torheit« mit Bildern geschmückt.

— Und dies? Ist das nicht auch ein Werk der Natur? — fragt Holbein und deutet mit dem Pinsel auf die Meisterwerke der Druckerei Frobenius.

— Nein mein Sohn, das kommt nicht von ihr. Ich bin Christ genug, um es nicht zu glauben. Nur die Alten glaubten, die Kultur entspringe der Natur. Wir aber schaffen sie ihr zum Trotz, mit gewaltiger Kraftanstrengung, und zum Ärger der Menschen. Dir und mir macht diese Anstrengung Freude, andere werden durch sie meist nur gereizt. Und da es der Zerstörer so viel, der Schaffenden aber so wenig gibt, ist die Kultur ein zerbrechliches Ding wie eine Eischale, so sehr wir uns auch um sie bemühen. Du glaubst dies noch nicht. Ich habe Gewaltiges geleistet wie ein Herkules, doch steckt die Welt voll keulenschwingender Herkulesse anderer Art. Menschen unserer Art gebiert die Natur unter Qualen, sie aber erstehen im Nu und in Scharen. Deine Bilder werden ebenso wenig verschont, wie meine Bücher. Allein Bücher kann man auf Dachböden, in Kisten und im Sattel verbergen, sie werden abgeschrieben, heute sogar vervielfältigt. Bilder aber werden in Stücke zerrissen, und die Statue Apolls ins Meer geworfen. Daher fürchte ich jede Veränderung. Ertrage die Welt, wie sie ist, oder suche sie nur mit Vorsicht zu bessern. Dies wollte ich.

— Das sind heidnische Worte.

— Nein, das sind keine heidnischen Worte. Die Heiden waren nie so hoffnungslos. Du sollst mich nicht als Stoiker oder Epikuräer darstellen, denn diese glaubten an die Vernunft, selbst wenn sie den Menschen verachteten. Male mich nur als Christen, der niemandem zürnt, aber sich von dieser Welt fortseht. Das ist der wahre Erasmus.

Holbein stellte ihn in der Tat so dar. Auch er lebt in dieser Zeit unter Humanisten. Denn Basel verfeinert sich fieberhaft; Erasmus, Beatus Rhenanus, Amerbach, Frobenius durchlüften die Stadt im Rheinwinkel.

Sie machen sich über die Pfaffen lustig, sind etwas revolutionär und kokettieren stark mit dem neuen Glauben. Eine alte Geschichte. Sie liebäugeln mit dem, vor dem sie später die Flucht ergreifen und verspotten, was ihnen später Zuflucht gewähren soll. Der junge Maler führt ein bewegtes Leben, heiratet und bald wird ihm eine hohe Auszeichnung zuteil. Mit dem Empfehlungsschreiben Erasmus' zieht er nach England, dem Land der lustigen Weiber, der kultivierten Piraten und der griechisch Gebildeten. Dieses Empfehlungsschreiben ist eine Auszeichnung, denn gerührt, fast ehrfurchtsvoll gedenkt Erasmus dieses Landes, wo den scharfsinnigen Mönch der Ernst des Evangeliums durchdrang. Der Maler lebt zwei Jahre auf der Insel, wo ihn der Freund Erasmus', Thomas Morus, fördert. Als er nach Basel zurückkehrt, ist die geistige Insel bereits aufgelöst, die Freunde verabschieden sich, der Wind treibt der Stadt Funken und Aschenregen zu. Die Welt lodert. Die Saat ist reif und die blutigen Köpfe der Ähren wogen. Ein Riese steht mitten drinn: in schwarzem Gewand schwingt er seine Sense mit geweiteter Brust. Es ist Luther. Die eigentlichen Säemänner aber, die Humanisten, verbergen ihr Antlitz traurig und verletzt. Erasmus flüchtet weiter, in unheilverkündender, düsterer Ruhe betrachtet ihn das Volk von der Brücke und dem Ufer, wie er fröstelnd in seine Pelze gehüllt die Rheinbarke besteigt. Frobenius ist tot, Amerbach verbannt, der neue Glaube räumt die Kirchen aus. »Der Griechen Weisheit ist gar viehisch«, sagt Luther und der Baseler Oecolampadius setzt hinzu: »Daß alle Gott verfluche, die Bilder malen.« Die Stadt wurde fremd, vielleicht auch die Frau. Holbein findet sich nicht mehr zurecht, denkt an das glückliche England, verläßt eines schönen Tages seine Familie wieder und kehrt zu seinen Modellen von edlem Geblüt zurück.

Doch hier erwartet ihn eine Überraschung. Die Revolution übersetzt auch nach England, der König selbst ist ihr Quartiermeister. Der König ist Revolutionär, die Herren und die hohe Geistlichkeit — die Gönner Holbeins — nicht. Am liebsten möchten sie von ihrem Amt gleich abdanken, doch hieße dies zugleich auf den eigenen Kopf verzichten. Die abgeschlagenen Köpfe trockneten an langen Stangen auf einem Tor der Steinbrücke von London. Auch Holbeins Gönner, die größten Köpfe der Insel, Erzbischöfe, Kämmerer und Minister, kamen alle der Reihe nach hieher.

Der Künstler schweigt, muß schweigen: er ist der Hofmaler. Bald aber trifft es auch ihn. Die Herren verfallen dem Henker, er der Pest. Jeder stirbt nach seinem Stande. Sein Grab ist verschollen.

Holbein starb allein, aber die Familie blühte auch vaterlos weiter. Noch sollte der Baum ein farbenvolles, eigenartiges Blatt treiben. Es war dies Franz von Holbein, der abenteuerliche Sohn der Zeit Casanovas, Schriftsteller, Opersänger, Freund von Schauspielerinnen, Erfinder des Harfenklaviers, Theaterdirektor in Hannover und unmittelbarer Vorgänger Laubes im Burgtheater. Zu seiner Zeit bestürmten die Tendenzdramen der Jungdeutschen die Tore des Theaters. In seinen Erinnerungen klagt er, daß er den Jungen zu höfisch gewesen sei, wogegen die Zensur wegen der übermütigen Dramatiker ihn schinden wollte. Seine beiden Söhne waren Offiziere. Der eine kam nach 1849 nach Ungarn, und heiratete meine Urgroßtante. Einmal stürzte er vom Pferd, brach das Bein und trat in den Dienst der Staatseisenbahnen, wo er tiefgekränkt, schlank und

hinkend an dem Bahnhof von Medgyes dirigierte. Er war es, der Erasmus über das Plüschsofa hängte. Irgendwie gehörte dieser doch zur Familie, da er dem Ahnen das Empfehlungsschreiben gab. Onkel Ferri aber (er schrieb seinen Namen mit doppeltem r, um den Reitergeist wenigstens in der Rechtschreibung zu wahren) — schätzte einen bestirnten Ochsenkopf weit höher, als den hochberühmten Freund. Es war aber in der Tat ein prächtiger Ochsenkopf, mit abstehenden Ohren, einem Ring in der Nase und einem Stern zwischen den beiden gerillten Hörnern. Es war das Wappen Hans Holbeins. Das Abbild des prächtigen Tieres erschien bald auf sämtlichen Gegenständen, auf ledernen Zigarrenetuis, Silberlöffeln, emaillierten Zigarettendosen, Briefpapier, Visitenkarten, Briefaufschneidern, kurz auf allen denkbaren Metall- und Papieroberflächen. Onkel Ferri ließ auch ein winziges Petschaft aus Gummi anfertigen, um das Symbol des Evangelisten Lukas in aller Welt wirksamer zu verbreiten.

Er starb in ehrenwerter Armut, da dies die erste Untertanenpflicht der Beamten und Offiziere Franz Josefs war. Diese Pflicht aber war ziemlich leicht zu erfüllen. Er starb 1917, als letztes Glied seines Stammes, wie es in der Todesanzeige steht. Nach kurzem hin und her kam der »intellektuelle« Teil seines Nachlasses zu mir : er bestand aus »Holbeins sämtlichen Gemälden« — Reproduktionen in einem Band — dem ovalen Bildnis und den handschriftlichen Erinnerungen des Burgtheaterdirektors und einem Biedermeier-Album aus dessen Jahren in Hannover. Nun sind sie hier um mich herum an der Wand und auf den Bücherregalen. Das alte Daguerrotyp blickt betroffen in die Welt. Es hat auch Grund dazu : der Weg von der Zeit Grillparzers und Castellis zur kleinen Pester Wohnung war lang genug. Zur Beruhigung erzähle ich ihm dann immer, daß auch ein Enkel Schillers in ungarischem Boden, in Pápa beerdigt ist. Die Posaunen der letzten Versammlung von Josafat wird man wohl überall gleich vernehmen.

Mein Großvater mütterlicherseits war Gymnasiallehrer. Richtiger gesagt nahm er zu dem Lehrstand Zuflucht, denn vorher war er Rechtsanwaltskandidat. Als einmal die Lokalbank die Kuh eines Bauern versteigern ließ, vertrat mein Großvater die Bank. Doch bloß zu Beginn der Versteigerung. Später fing er an mit der Bauernfamilie um die Wette zu flennen, machte Kehrt, fuhr in die Stadt zurück, warf sein Diplom zu Boden und begab sich nach Breslau, um Philosophie zu studieren. Die Familie hätte gewünscht, die Tränen wären ihm erst nach den Versteigerungen gekommen.

Alldies geschah um die Zeit des Ausgleichs mit Österreich. Noch rauchte das Schlachtfeld von Sedan, noch war das Reich kaum einige Jahre alt. Die Erinnerung dieses bismarckschen Reiches sickerte über meinen Großvater auch in meine Kindheit ein. Denn das Kind eignet sich die Erinnerungen der Erwachsenen genau so an wie ihre Worte. Gefallen sie ihm, so sind sie schon sein Eigentum. Auf diese rätselhafte Weise wurde ich selbst Augenzeuge dessen, wie Bismarck mit heiterem Brummen die Lutsche in den Mund des riesigen Säuglings steckte. Ich brauche nur etwas an meinen Erinnerungen zu rütteln und schon drängen sich blinkende Bilder an die Oberfläche. Wilhelm I. besichtigt das Schlachtfeld, Menzel malt die Weltausstellung, Fontane lustwandelt mit überworfenem Mantel

an der Spree, Storm irrt in einem Dorffriedhof umher, Liliencron plaudert mit seinem Burschen, Mommsen biegt gerade zur Universität ein. Woher ich das alles weiß? Bestimmt nicht aus Büchern. Zu den aufblitzenden Erinnerungen fand ich später Namen und Personen. Die Bilder selbst aber, die Zimmerecken, die verrauchten Ziegelhäuser, die bewölkten Landschaften, die beflaggten Märkte leuchten seit alters her in mir, unbemerkt gewann ich sie an der Seite meines Großvaters.

Das junge Reich blendete den alten Herrn für die Dauer seines ganzen Lebens. Und die Fänger der Bewunderung griffen auch zu Hause neue Namen aus dem Raum auf. Namen wie Röntgen, Behring, Zeppelin, Koch flogen herüber. Die Zeitung meldete immer wieder neue Sedanschlachten, die der Schwindsucht, Diphterie und Luftfahrt. »Wer war Mommsen?« — fragte ich einmal. (Sein Name glänzte im Bücherschrank.) Großvater las in der Zeitung, das Blatt erzitterte in seiner Hand. »Ein Geschichtsforscher« — antwortete er zögernd. Vor Ehrfurcht konnte er nicht mehr sagen. Doch hätte er am liebsten wohl schon die Frage selbst verbessert. »Wer war der Heilige Mommsen?« — so hätte ich fragen sollen.

Die Franzosen erledigte er mit einer Handbewegung. Dann brach der erste Weltkrieg aus, in den Ardennen floß das Blut in Strömen. »Kein Gegner« — meinte Großvater. Jahre vergingen, Verdun kam, die deutschen Blätter gedachten der deutschen und französischen Helden. Großvater legte die Zeitung aus der Hand und begann zu weinen, wie einst bei der Versteigerung. Solange er lebte, versuchte er nun nicht mehr zwischen den Menschen zu rechten.

Er besaß einen Bücherschrank, in dem er seine Breslauer Erwerbungen verwahrte. Er war ein armer Student, daher kam in seinem Ranzen ein dürrer, verschlissener Goethe nach Hause. Die Buchstaben waren knorrig, stämmig und pechschwarz, schon beim Anblick verging einem die Lust zu den Küssen von Marienbad und den Umarmungen von Rom. Doch gab es unter den zwerghaften Plebeiern auch einige stattliche römische Senatoren. Es waren dies Bücher seines Schwiegervaters, — meines Urgroßvaters mütterlicherseits — zweisprachige Horaz- und Vergil-Ausgaben, Lederbände, Meisterwerke des Leipziger Empire, Übersetzungen von Wieland und Voß. Die Zeit beizte in sie einen sonderbaren, herben Duft, vielleicht lagen sie irgendwo in einem Tabaksieb, möglich aber auch, daß die Zeit selbst einen feinen, jungfräulichen Duft hat, der unseren abgestumpften Sinnen entgeht, den aber die Dinge andächtig an sich ziehn und in verdichteter Form bewahren. Dann spüren ihn selbst wir.

Zuerst lockte mich nur dieser Geruch. Die scharfen Betäubungsmittel des Erwachsenen haben gewöhnlich einen solchen harmlosen, herben Duft zum Vorläufer; der nervöse Mann riecht als Kind an Kissen, und schnüffelt vor dem Einschlafen an leeren Schächtelchen und Tigeln. Zum zweiten Male ließen mich Schulsorgen diese Bücher entdecken. Sie halfen zuweilen, in ihren Duft von Moder, Tabak und Nelke gehüllt, in einem steifen Deutsch, das etwas nach Haarpuder roch, über die dunklen Stellen der Satyren und des Georgicon hinweg. Wozu soll ich allzu bescheiden sein: Wieland und Voß, der Freund Goethes, waren meine unstatthaften Geheimschlüssel im Latein. Später gelangten sie in meine Bücherei, seit zwanzig Jahren belästigt sie auf dem offenen Pult der bewegte Wellen-

schlag der lebenden und wachsenden Bücherei, der liebevolle Duft entschwand aus ihnen, sie verjüngten sich zu geruchlosen Büchern, demokratisch verschwanden sie unter den Tausenden von römischen Gemeinbürgern. Der bescheidene großväterliche Bücherschrank aus Tannenholz, das Dörfliche der alten Bücherei, in der sie noch mit blinkend weißem Halsband, in Schnallenschuhen, und einer Reihe glänzender Knöpfe am kaffeefarbenen Seidenmantel prangten, behagte ihnen mehr.

Meine Mutter besaß eine eigene Bücherei, die keineswegs klein war. Mit dieser Sammlung schwärmte das »ver sacrum«, die heilige Jugend aus dem Bienenstock des Großvaters. Meine Mutter war fortschrittlich, sie las die lebendige Literatur der Zeit. Diese Zeit aber war gerade die der Jahrhundertwende, das seichteste goldene Zeitalter der Weltgeschichte. Sudermann galt z. B. als Bienenkönigin des jungen deutschen Schwarmes. Nach dem Kriege sah ich einmal sein Arbeitszimmer in einer Geschichte der Mode abgebildet, in der es als abschreckendes Beispiel veröffentlicht wurde. Das Zimmer glich aufs Haar dem Heim eines Raubtierhändlers. Darin dürfte wohl auch jene plumpe Erzählung entstanden sein, die der Übersetzungswut meiner Mutter zum Opfer fiel.

Die Erzählung erschien in der Reihe »Billige Bücherei«; der führende ungarische Kritiker der Zeit, Paul Gyulai, übernahm das Manuskript selbst.

— Was soll das heißen bitte? — er betupfte dabei unfreundlich den weiblichen Vornamen. Schriftstellern weiblichen Geschlechts konnte der alte Herr höchstens den Weltruhm verzeihen; George Sand z. B. erhielt in der Sammlung einen geräumigen Winkel. Vor Ungarinnen aber hütete er sich. Er nahm den Bleistift, setzte nach dem Anfangsbuchstaben des Vornamens einen Punkt und strich das übrige. Noch heute steht das rätselhafte P. auf dem Titelblatt des Heftes.

Eine solche Schreibeleidenschaft reift wohl nicht über Nacht heran. Ein langes Frühjahr geht ihr voran. In unserer Familie dauerte sie über hundert Jahre. Mich stieß kein quälender Dämon in die Gefilde der Literatur; dieser plagt nur die Titanen, die größten Schaffenden. Mich führte Familienbrauch zum Schreibtisch. Ich trat zugleich zum Schreibtisch und zum Waschtisch, begann gleichzeitig zu »schreiben« und mich allein zu waschen. Vielleicht kenne ich meine Grenzen darum so genau. Ich weiß wohl, daß ein Schriftsteller meiner Art nicht mit der Wucht des Genies durchbricht, um seinem Volk als Feuersäule zu leuchten. Er nimmt die Pflicht zum Schreiben auf sich, wie der junge Goldschmied das Handwerk der Vorfahren. So nahm auch ich sie auf mich. Wäre ich zufällig Katholik, würde ich an meiner Tür das Bild des Hl. Eligius anbringen. Eligius war Bischof von Noyon, der Schutzheilige der Goldschmiede, der auf alten Stichen in vollem bischöflichen Ornat selbst in einer einfachen Werkstatt sitzend und an einem Kelch hämmernd dargestellt wird. In eine solche geistige Werkstatt wurde ich hineingeboren. Meine Kindheit knüpfte sich an zwei Orte: an die Mestergasse in Kolozsvár (Klausenburg), wo ich mit den Söhnen eines Flickschusters Räuber spielte, und an einen Schaukelstuhl, in dem ich mich zuerst in riesige Alben, später in riesige Bücher vertiefte. Stillsein war mein Tagewerk, ja meine Pflicht: neben diesem Schaukelstuhl übersetzte meine Mutter.

Später durchstöberte ich flüchtig die Vergangenheit der Familie, um dieses »Goldschmiede«-Vermächtnis zu klären. Ich begegnete müden Ärzten und erschöpften Geistlichen, die sich über den Schreibtisch beugten. Einer von ihnen begann auf einer Reise ins Szeklerland Angaben über die Szekler zu sammeln; sein Buch erschien 1832 bei Hartleben in Pest. Ein anderer beugt sich nach dem Freiheitskrieg über ein frisches Grab und schreibt die erste Biographie des sächsischen Volkserziehers und Märtyrers Stefan Ludwig Roth. Zwanzig Jahre und zwei geistige Revolutionen liegen zwischen den beiden Büchern.

Die zeitlosen Bücher sind dauernd in Bewegung, immer wieder treibt der Sturm über ihren Wellen dahin, gierig verschlingen sie den Sauerstoff und aus ihren schäumenden Tiefen erstehen stets neue Sirenen als ewige Verführer . . . Die kleinen Bücher aber werden mit der Zeit still. Das tote Meerauge wirft seine einstigen Bewohner wie erstarrte Zeitideen ans Ufer. So taten es auch diese zwei Bücher.

Göttingen gibt noch der gelehrten Volkskunde der Szekler Anregung, ein Magnet aus Göttingen lenkt den Schriftsteller. Er heißt Schlözer. Aus der Ferne bestimmt er die Richtung der Aufklärung bei Ungarn und Sachsen, aus seinem Krug wird Opferwein auf den Altar der »siebenbürgischen Heimat« und der Volksverbrüderung gegossen. Das andere nährte ein stärkeres Feuer. Die Flamme der sprachlichen Romantik, des Sprachkampfes lodert darunter. Die Bücher der beiden Verwandten sind zwei Extreme, gehören aber in ihrer Gegensätzlichkeit dennoch zusammen, da sie die beiden Enden eines Traumes darstellen: den rationalistischen seligen Beginn und das blutige, romantische Ende. Jenen schönen Morgen, an dem der Arzt in Medgyes in den Gesetzen des Szekler Brudervolkes aufgeht und jenen traurigen Sonnenuntergang, bei dem der Pastor in Baromlak sich auf sein Dorf zurückzieht und von dem Brudervolk die zwischen ihnen liegende Leiche, den Märtyrer der Muttersprache zurückfordert.

Dies sind die deutschen Erinnerungen meiner Jugend. Jahre vergingen, der Weltkrieg dauerte noch. Eines Tages zogen deutsche Soldaten vom Bahnhof in Kolozsvár in eine Kaserne. Es war ein bayrisches Regiment, das in den Karpatenkämpfen abgelöst wurde. Ein Riese mit weißem Gesicht und rotem Bart marschierte an der Spitze. Ich mochte wohl an diesen Mann gedacht haben, als ich die Szene um die Mitte der zwanziger Jahre einem bayrischen Freund erzählte. Er war ein liebenswürdiger Junge mit rundem Gesicht; von ihm erfuhr ich, daß das Modell des Stahlhelmes einer Zeichnung unseres »gemeinsamen« Künstlers, Albrecht Dürer entnommen wurde.

— Wann war der Durchzug? — fragte er mit gesenktem Blick.

Ich konnte mich ziemlich genau an den Zeitpunkt erinnern.

— Dann dürfte wohl auch mein armer Vater unter ihnen gewesen sein, — antwortete er still.